

Der St. Galler Reformator Vadian als Geschichtsschreiber : pragmatische und mythische Geschichtsauffassung in der Schweiz des 16. Jahrhunderts

Autor(en): **Peyer, Hans Conrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **65 (1985)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Conrad Peyer

Der St. Galler Reformator Vadian als Geschichtsschreiber

Pragmatische und mythische Geschichtsauffassung
in der Schweiz des 16. Jahrhunderts

Vor 500 Jahren wurde Joachim von Watt geboren, der St. Galler Bürger, Humanist, Arzt, Reformator, Bürgermeister und Geschichtsschreiber von Kloster und Stadt, mit dem Gelehrtennamen Vadian genannt. Zugleich ist 1484 auch das Geburtsjahr Huldrych Zwinglis gewesen, des Zürcher Reformators, der in Wildhaus zur Welt kam, als dieses eben gerade auch unter die Herrschaft des Klosters St. Gallen gelangte. Er war bekanntlich ein Freund und Gesinnungsgenosse Vadians.

Der alternde Vadian schrieb in den dreissiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts eine Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen, die zu einer Geschichte von Kloster und Stadt sowie der ganzen Ostschweiz wurde. Dieses scheinbar so lokale und regionale Geschichtswerk, das niemand mehr liest, stellt nach der einhelligen Meinung der in- und ausländischen Fachliteratur wohl die bedeutendste geschichtsschreiberische Leistung der Schweiz im 16. Jahrhundert und eine der bedeutendsten des damaligen Europa dar. Ja, sie kann uns auch heute noch klar machen, was Geschichtsschreibung überhaupt sein kann und sein soll.

Wie ist der bis zu seinem Lebensende so überaus vielbeschäftigte Vadian zu dieser erstaunlichen Altersleistung gelangt? Um das zu verstehen, müssen wir ganz kurz auf sein Leben zurückblicken: Am 29. November 1484 wurde Joachim von Watt in St. Gallen geboren, als Spross eines seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in Handel und Politik der Stadt führenden Geschlechts. Der Bürgermeister Konrad von Watt war 1403 bei Vögelinsegg gegen die Appenzeller gefallen, Joachims Grossvater Hektor war vor den Burgunderkriegen Bürgermeister gewesen. Zwei Verwandte waren in die Unruhen des Klostersturms um 1489/91 verwickelt. Joachims Vater Lienhard sass lange im Kleinen Rat, um bei seinem Tode vom Sohn abgelöst zu werden. Im Laufe des 15. Jahrhunderts hatte die Familie im Leinwandexport und anderen internationalen Handelsgeschäften von Spanien bis Polen grossen Reichtum erworben. Ja, manche Familienmitglieder liessen sich deshalb in Nürnberg, Posen und Krakau nieder. Die Politiker der

Familie in der Heimat waren zwar weniger begütert als die reinen Kaufleute, verfügten jedoch bis auf Joachim im Mittelfeld der Steuerzahler noch stets über beachtliche Vermögen. Ein Interesse für Bildung und Gelehrsamkeit scheint indessen erst aus der Verwandtschaft der Mutter Vadians in die Familie gekommen zu sein.

Vom ersten, um 1455 knapp misslungenen Versuch der Stadt, das grosse Herrschaftsgebiet der verschuldeten Abtei vom Untersee bis ins Rheintal in ein städtisches Territorium umzuwandeln, dürfte der Knabe Joachim schon früh gehört haben. Den zweiten Versuch der Stadt unter Bürgermeister Varnbüeler in den Jahren 1489/91, den mittlerweile von Abt Ulrich Rösch gründlich modernisierten Klosterstaat zu behändigen, hat der fünfjährige Knabe selbst miterlebt. Den dritten und letzten Versuch, ein städtisches Hinterland auf Kosten der Abtei zu gewinnen, hat er 1529/31 als Bürgermeister selbst mitgestaltet. Begreiflich, dass für ihn das Kloster St. Gallen und die Klöster ganz allgemein lebenslang ein zentrales Problem darstellten.

Schon in der St. Galler Lateinschule scheint er eine Vorliebe für Naturwissenschaften und Geschichte, die sich damals noch näher standen als heute, gezeigt zu haben. Diese Vorliebe bildete er seit 1501 an der Universität Wien im gelehrten Gewande von Latein und Griechisch in ungewöhnlichem Masse weiter. Denn an dieser, von manchen St. Gallern besuchten Universität zog eben damals der Humanismus mit Macht ein, die Freude an der Bildung durch die unverfälschten antiken Texte. Dort begann er sich auch nach Humanistenart in latinisierter Form Vadianus zu nennen. Rasch und brillant absolvierte er das sprachlich-literarische Grundstudium, wurde Dozent und Professor und gab antike Werke mit Kommentar im Druck heraus. Vor allem waren es Werke zur Geographie naher und ferner Landschaften, die ihn anzogen und die er mit reichen Hinweisen auf ihre geographischen und historischen Besonderheiten versah. Kaiser Maximilian krönte ihn zum Dichter, zum *poeta laureatus*, und 1516/17 wurde er gar Rektor der Universität Wien. Schon als Student lernte er in Wien manche Schweizer Mitstudenten kennen, vielleicht auch Huldrych Zwingli. Als Professor betreute er öfters Schweizer Schüler und wiederum auch einen Bruder von Zwingli. Nicht genug damit, liess er im Anschluss an sein Grundstudium sogleich das Studium der Medizin folgen. Dieses schloss er 1517, im Jahre seines Rektorates, mit dem Doktor ab. So etwas war damals noch möglich.

Die Liebe zur Heimat, der Wille, auch dort den Humanismus zu entfalten, aber ebenso praktisch zu wirken und einen Hausstand zu gründen, trieben ihn 1518, mit 34 Jahren, aus seiner glänzenden, aber eben doch theoretischen Stellung in die kleine, lebensvoll-konkrete Vaterstadt zurück.

Kaum heimgekehrt, wurde er vom Rat zum besoldeten Stadtarzt und Berater ernannt. Sein gelehrter Ruf scheint sogar seine sonst so sehr auf ihren Handel konzentrierten Mitbürger beeindruckt zu haben. Schon im folgenden Jahr heiratete er Martha Grebel, aus angesehenem Zürcher Geschlecht, die Schwester seines begabten, aber von Problemen umgetriebenen Wiener Schülers und Freundes Konrad Grebel. Ihr Vater wurde 1526 in Zürich als Pensionenempfänger unter Zwinglis Einfluss hingerichtet, und der aus der Art geschlagene Bruder starb im selben Jahr als von Zwingli verfolgter Täufer. Vadian erlebte so auch im engsten Familienkreis die problematischen Seiten der Zwinglischen Reformation. Von Martha selbst, die Vadian eine Tochter schenkte, wissen wir fast nichts. Sie bleibt, wie die meisten Reformatorinnen, eine ins Häusliche zurückgezogene, blasse Gestalt.

Schon 1520 folgte er seinem Vater im Kleinen Rat nach und geriet dort rasch in die reformatorische Bewegung hinein. Als Humanist und Verehrer des Erasmus, Leser der Werke Luthers und Bekannter Zwinglis war er dafür vorbereitet, ebenso aber als Bürger einer Reichsstadt, da ja fast alle Reichsstädte der deutschen Schweiz und Süddeutschlands sich für die Reformation entschieden, und besonders noch als Bürger der Stadt St. Gallen, die seit über 70 Jahren in harter Auseinandersetzung mit dem Abt und seinem Klosterstaate stand. Die ungleiche Dreiheit Erasmus, Luther und Zwingli bedachte er damals zunehmend mit positiven Bemerkungen, ohne noch klar Partei zu nehmen. Doch seit 1523, als er an den Zürcher Disputationen Zwinglis teilnahm und in privatem Kreis Bibeltexte kommentierte, schlug er zusammen mit dem St. Galler Rat offen den reformatorischen Weg im Sinne Zürichs ein. In seinen religiösen Vorstellungen aber ist er im Gegensatz zum lebhaften, ja oft übereifrigen Seelsorger und Kirchenpolitiker Zwingli viel mehr der distanzierte Gelehrte geblieben. 1524 begann der Rat mit Mandaten die Reformation offiziell zu verwirklichen, musste aber schon 1524/26 die populäre Begeisterung dafür bremsen und das überbordende Täufertum aus der Stadt verdrängen. Dass dies in St. Gallen diplomatischer als im Zürich Zwinglis geschah, scheint mit zu den Verdiensten Vadians gehört zu haben, die Ende 1525 zu seiner Wahl zum Bürgermeister führten.

In seine Verantwortung fiel nun die immer engere Zusammenarbeit mit Zürich, Konstanz und Bern im sogenannten Burgrecht von 1528 sowie die Beseitigung des katholischen Kultes im Kloster und die Mitwirkung am Ersten Kappelerkrieg von 1529. Der Erste Kappeler Landfriede brachte Zürich als grossen Erfolg die faktische Verfügung über den Thurgau und den St. Galler Klosterstaat, das heisst fast über die ganze Ostschweiz ein, jedoch der Stadt St. Gallen und Vadian die erste grosse Enttäuschung.

Ausser dem Kloster an und für sich und dessen letzten Rechten in der Stadt wollte ihr Zürich nichts von den klösterlichen Herrschaftsgebieten überlassen. Kaum war jedoch dieser sehr eingeschränkte Klosterkauf nach langen zähen Verhandlungen im Sommer 1531 unter Dach, brach auch schon im Oktober das ganze Kartenhaus der zürcherischen Herrschaft über die Ostschweiz in den Schlachten bei Kappel und am Gubel mit Zwinglis Tod zusammen. Ja, Zürich schloss ohne Konsultationen seiner Bundesgenossen schon im November mit dem Gegner einen Sonderfrieden, «*hinderrugs*», wie Vadian schreibt. Vadian aber erlitt angesichts dieser Katastrophe einen schweren Zusammenbruch und erholte sich erst wieder gegen Weihnachten 1531.

Die Wiederherstellung des Klosters 1532 stand er tapfer und höflich durch und bemühte sich in den folgenden Jahren in jeder Weise um Vermittlung zwischen den verschiedenen protestantischen Städten und Lagern. 1547/48 aber, als Kaiser Karl V. im schmalkaldischen Krieg die Protestanten in Deutschland völlig zu unterwerfen schien, mahnte er in der Eidgenossenschaft überall zur überkonfessionellen Einigkeit und empfahl den eidgenössischen Protestanten sogar den Beitritt zum Soldbündnis mit Frankreich als Gegengewicht gegen den allzu mächtig gewordenen Kaiser. Gerade diese bewegten konfessionspolitischen und zur Besinnung zwingenden Jahre von 1525 bis 1533 und nochmals von 1545 bis 1548 sind es gewesen, in denen sich Vadian mit der Niederschrift seiner Geschichte der Äbte Rechenschaft über Sinn und Resultat seines Tuns zu geben suchte. Im April 1551 ist er nach unentwegter politischer Aktivität als Bürgermeister infolge längerer Krankheit im Alter von 67 Jahren gestorben. Seine Bibliothek mit all seinen Büchern, Urkunden und vielen ungedruckten Manuskripten vermachte er der Stadt. Sie sind zum Grundstock der St.Galler Stadtbibliothek Vadiana geworden. Er, der als weise, höflich, menschenkundig und gelehrt, ja im mitmenschlichen Umgang geradezu als erhebend galt, hat sich in der schönen geographisch-historischen Schilderung der Stadt St.Gallen ein kleines bescheiden-stolzes Selbstporträt gesetzt: «*Joachim von Watt, doctor, vil gueter künsten verstendig und gelert und in der statt zue Sant Gallen noch zu diser zeit nit des mindsten ansehens ...*»

Politiker, Reformator und Geschichtsschreiber

Wie hat er nun seine Stadt- und Religionspolitik im Rahmen der Klostergeschichte von Gallus bis Zwingli gesehen? Man kann den sanktgallischen Politiker, den Humanisten, den Reformator und den Geschichtsschreiber nicht voneinander trennen. Aus dem langen Kampf der Stadt gegen die

Klosterherrschaft und aus dem Willen der Humanisten, literarische und religiöse Texte in ihrer ursprünglichen Reinheit, Natur und Geschichte in von Zutaten und Fabeln gereinigter Wahrheit zu erkennen, ist sowohl seine sanktgallische Reformation als auch seine sanktgallische Geschichtsforschung und -schreibung in ständiger gegenseitiger Beeinflussung entstanden. Beiden liegt die Vadian lebenslang beschäftigende und immer wieder neu formulierte zentrale Vorstellung zu Grunde, dass Mönche und Klöster in den Anfängen nichts mit der viel älteren kirchlich-priesterlichen Seelsorge zu tun hatten. Klöster seien freie und nützliche Gemeinschaften von gebildeten Laien zur Förderung von Erziehung und Bildung gewesen, aber dann vor allem seit dem 11. Jahrhundert durch römischen Einfluss, wachsenden weltlichen Besitz und Herrschaftsfunktionen verdorben worden. Sie müssten nun in ihrer alten Funktion wiederhergestellt werden. Vadian schreibt zu Abt Ulrich II. von St. Gallen am Ende des 11. Jahrhunderts anschaulich: *«Jedoch so hueb domalen der boum zeitlicher güeter bei den prälaten an in pluest zu gon, und schooss die frucht gar schnell ...»* *«... do man die büecher in die winkel warf und zu prachlichem leben lust gewann ...»*

Doch wird diese Grundvorstellung nicht starr und jede Vielfalt ertötend durch das ganze Werk gezogen, sondern erlaubt Vadian vor allem, den Wandel aller Dinge in der Zeit und in der vielfältigen Bedingtheit der Verhältnisse realistisch zu erkennen. Anhand einer fast unglaublichen und doch nie aufdringlich gezeigten Kenntnis der Landschaft, der Urkunden und Akten der Vergangenheit und der Geschäfte der Gegenwart vermag er flüssig und anschaulich zu erzählen. Das gilt natürlich in erster Linie für die Loslösung von Städten und Ländern aus klösterlicher Herrschaft im Hoch- und Spätmittelalter, wirkt sich aber auch auf die Beschreibung anderer Veränderungen aus. Gerade mit dieser Fähigkeit, Entwicklungen und Wandlungen von Staatswesen und Institutionen zu erkennen und darzustellen, steht Vadian zu seiner Zeit einzigartig da.

Diese Grundvorstellung prägt auch schon sein Bild von Gallus selbst im Kapitel *«Von dem frommen einsidel Sanct Gallus und von anfang, stand und wesen seines closters»*. Mit grosser Quellenkenntnis ordnet er ihn historisch zuverlässig ein, betont jedoch, dass Gallus in einem teilweise schon christianisierten Gebiet mit den bereits vorhandenen Kirchen und Priestern zusammengearbeitet habe. Erst im Alter, *«wie er leibs und alters halber nit mer gemögen»*, habe er sich *«in sein lengst fürgenomne einöd»* begeben. In der im Grenzgebiet zwischen alemannischen und romanischen, oder wie Vadian sagt, *«altwelschen»* Ortsnamen gelegenen Einöde habe Gallus nur eine *«cella»*, *«ein schlecht gheus»*, und noch kein Kloster gehabt, und sei auch bei der Kirche und Gemeinde Arbon gestorben, dann

aber in seine Zelle übergeführt und dort begraben worden. Erst achtzig Jahre später sei daraus unter Othmar ein Kloster nach der Benediktinerregel geworden. Vadian verstand Gallus als frommen, vorbildlichen Helfer bei der Gemeindeseelsorge und nahm Stellung gegen das seit dem 10. Jahrhundert verbreitete Bild von Gallus als Apostel der Alemannen und Klostergründer, das er in den Quellen nicht begründet fand.

Man sieht, das Zusammenspiel von humanistischer Gelehrsamkeit, pragmatischer Nüchternheit und seiner teilweise fragwürdigen Grundvorstellung vom Wesen der Klöster erlaubt ihm, ein anschauliches und realistisches Bild von Gallus zu entwerfen. Es hat allerdings weder im 16. noch im 20. Jahrhundert durchwegs Zustimmung gefunden.

Von den von Columban und Gallus überlieferten Anekdoten und Wundergeschichten aber, wie zum Beispiel von den Ereignissen in Tuggen, der Predigt, der Götterverehrung und dem Trinkgelage in Bregenz und dem Bären in der Einöde, mit denen sich die Geschichtsforschung zum Teil heute noch so schwer tut, steht kein Wort. In der Tat würde das dem oft bezeugten, allen Fabeln abholden Wahrheitsempfinden Vadians widersprechen, *«dass der histori ire gebürlich warheit bleibe und fabelwerk an ein (ander) ort gelegt werde.»* Viel später bemerkt er zu solchen Legenden, wie derjenigen vom Bären des Gallus: *«So aber iemant obgemelte beschreibung für warhaft und gewüss haben wil, dem ist es ouch zuegelassen. Doch . . ., dass es niemantz ze glouben schuldig ist.»* Er beruft sich dabei auf Augustin, der sage, dass man sich in allem an die lautere und reine Wahrheit halten solle.

St. Gallen und die Eidgenossenschaft

Solche Vorstellungen prägen auch die St. Galler Stadtgeschichte, wie sie zuerst nur spurenhaf und dann immer deutlicher aus Vadians Äbtgeschichte hervortritt. Zwar hatte er keine präzisen Vorstellungen über die Stadtgeschichte vor dem 13. Jahrhundert, doch wusste er aus der Chronistik des Klosters, dass die Stadt mit dem Bau von Mauern und Gräben um das Kloster zur Abwehr der Ungarn in der Mitte des 10. Jahrhunderts, die auch die vielen neben dem Kloster entstandenen Häuser umschlossen, ihren Anfang genommen hatte. Die entscheidenden Rechte und Freiheiten einer Reichsstadt seien St. Gallen von König Rudolf von Habsburg und Abt Wilhelm von Montfort in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verliehen worden. Doch vermutete Vadian, schon im 12. Jahrhundert habe Kaiser Barbarossa St. Gallen reichsfrei gemacht. Allerdings seien die Urkunden in verschiedenen Stadtbränden untergegangen, wie bekanntlich die Handveste von St. Gallen aus dem Jahre 1291 berichtet. Auch er entging also der

damals weitverbreiteten Versuchung nicht, die Reichsfreiheit soweit wie nur möglich und mit Vorliebe auf einen grossen Kaiser wie Friedrich Barbarossa zurückzuführen, obschon das sicher nicht zutrifft und er im folgenden immer wieder betont, alle Städte und Länder seien einmal unfrei gewesen und dann, gleichgültig ob früher oder später, frei geworden. So klingt hier erstmals das Thema der Loslösung der Stadt von der Abtei an, das Vadian bis ans Ende seines Lebens nicht mehr in Ruhe lassen sollte. Vor allem der demütigende Vorwurf, die Stadt sei erst seit kurzem von der äbtischen Herrschaft befreit worden, den ihr Leute des Abtes und wohl auch die auf ihre uralten Freiheiten so stolzen Eidgenossen immer wieder machten, war es, der Vadian beschäftigte.

So wie das alte Rom durch Abschüttelung der Tyrannen frei geworden sei, schrieb er, so sei auch St. Gallen durch Abschüttelung der einst guten, dann aber immer tyrannischer werdenden Äbte frei geworden. Abt Wilhelm von Montfort vor 1300 sei zwar nach Anlage ein frommer Mann gewesen, doch habe ihn weder sein Amt als herrschender Abt noch seine Herkunft aus adlig-kriegerischer Familie fromm bleiben lassen.

Der Vergleich dieser Entwicklung mit derjenigen der Eidgenossenschaft lässt ihn ein für die schweizerischen Vorstellungen des 16. Jahrhunderts völlig ungewöhnliches, ja geradezu revolutionäres Bild von der Entstehung der Eidgenossenschaft entwerfen: «... *als den dörfern Ure, Schwitz und Underwalden mangerlai beschwerd von des herzogen amptlütten begegnet und sider küng Ruedolfen har scherpfen ghalten warend, dann vornacher, mit mangerlai verachtung, do machtend si im rebmonat (1306) ainen punt zuesamen, sich von solicher tyranni mit lib und guet ze retten und darum zesamen zu setzen. Der war an anfang der Aidgnoschaft, die sich sidhar so vast gemeret hat ...*» «*Von diesen drien lendern sagend vil, ires alters und harkumbens halb, seltzsam sachen, und dass si anfangs fri gsin und erst bi küng Ruedolfs von Habsburg zue ghorsamen beredt worden sigend. Besorg ich, dass vil fabelwerch von denselben anzaigt si und anders darnebend, das sich mit warhait nit verglicht.*» Auch die Bewohner dieser Länder, fährt er fort, seien einst über den Rhein gekommen und hätten die Wildnis besiedelt. Seit Karl dem Grossen unterstanden sie Fürsten und Herren, insbesondere aber Klöstern, wie zum Beispiel Uri dem Fraumünster in Zürich, Unterwalden zum Teil dem Kloster Engelberg, Schwyz dem Kloster Einsiedeln und Luzern seinem Kloster im Hof und später dem Hause Habsburg. Daraus ergebe sich klar, dass alle diese Städte und Länder einst einer Herrschaft gehörten und später dank ihrer treuen Dienste mit Freiheit und Gnaden beschenkt worden seien.

Der mit den bekannten Sagen vom Tell und vom Burgenbruch verbundenen innerschweizerisch-heroischen Vorstellung, die uralte Freiheit sei

von Rudolf von Habsburg und Albrecht unterdrückt und dann gewaltsam wiederhergestellt worden, wie sie damals Ägidius Tschudi endgültig ausformulierte, stellte Vadian nüchtern und distanziert ein ganz anderes Bild gegenüber. Es ist das Bild eines allmählichen Werdens unter Verzicht auf Sagen und Anekdoten, oder wie Vadian sagte, auf alles Fabelwerk.

Etwas später nimmt Vadian diesen Faden mit Bezug auf die Stadt St. Gallen wieder auf: Natürlich seien die St. Galler einst unfreie Gotteshausleute gewesen, doch werde der Stadt von den Äbtischen zu Unrecht immer wieder vorgehalten, dass sie nicht schon immer eine Reichsstadt gewesen sei. Auch das Kloster sei einst *«ouch nünt gsin, dann holz und berg und gross wüeste»*. Alle Städte der Welt hätten klein angefangen, wie zum Beispiel Rom mit ein paar Hirtenhütten. Dass Zürich ein Dorf gewesen sei, ersehe man aus den Strassennamen Ober- und Niederdorf. Nicht anders habe es sich im Falle von Schaffhausen, Bern, Luzern verhalten. Sie alle ebenso wie die Waldstätte, Glarus, Zug, Solothurn und Appenzell seien einst von Klöstern, Kirchen oder Habsburg beherrscht worden.

Endlich beschliesst er diesen Gedankengang halb befreit, halb bitter resignierend mit den Worten: *«So nun denn also, wer will uns von St. Gallen dess abhold sin, dass wir durch kouf und verträg fri ze sin uns understanden . . .»* Gott aber habe es gefügt, dass die St. Galler Not leiden mussten und mit der Rute der ungerechten Herrschaft ebenso wieder geschlagen würden, wie sie schon oft geschlagen worden seien. Es wäre nichts Ungewöhnliches und Neues gewesen, wenn schliesslich auch die Stadt St. Gallen aus der Klosterherrschaft heraus zum Herrn und Meister des Klosters geworden wäre. Denn viele andere Städte, wie Kempten, Isny, Zürich, Luzern und Schaffhausen seien es auch geworden.

So hat der bittere Misserfolg bei der Schaffung eines stadtsanktgallischen Territoriums den Blick Vadians für den Wandel aller Dinge, für historische Entwicklungstendenzen und -parallelen, die unter bestimmten Gegebenheiten Wirklichkeit werden, aber eben auch verpasst werden können, in einer für die damalige Zeit einzigartigen Weise geschärft. Ja, man ist beinahe versucht, eine ferne Parallele zwischen Vadian und Jacob Burckhardt im 19. Jahrhundert zu ziehen. Burckhardts historisches Bewusstsein ist ebenfalls in jungen Jahren vom Verlust der Basler Landschaft durch die Stadt Basel im Jahre 1833 wesentlich angeregt worden.

Vadian und Ägidius Tschudi – ein Vergleich

Die Besonderheit dieser Gedankengänge Vadians im 16. Jahrhundert wird vor allem dann deutlich, wenn man sie mit den Grundgedanken des wenig später entstandenen *Chronicon Helveticum* des Ägidius Tschudi vergleicht.

Der in Religion und Welt altgläubig-traditionelle Glarner Landammann war überzeugt, dass mit der eidgenössischen Befreiung vom habsburgischen Joch nur die uralte Freiheit der Helvetier wiederhergestellt worden sei, dass es keinen Wandel der Dinge, sondern höchstens Verderbnis und Wiederherstellung der gottgewollten immerwährenden Ordnung gebe. Um das aber wirkungsvoll zu beweisen, war ihm jede auch noch so ungewisse Sage recht, die in sein Konzept passte. Sein aus unzähligen Details mosaikartig kunstvoll aufgebautes, lückenloses, aber doch auch mühsam überschaubares Konstrukt – beinahe schon ein Gesamtkunstwerk, wie eine barocke Kirche –, steht im stärksten Gegensatz zu Vadian, zu seiner trotz grosser Gelehrsamkeit leicht dahinfließenden, trotz aller Leidenschaftlichkeit stets auf ein distanziert-unbefangenes Urteil und auf allgemein gültige Einsichten zielende Geschichtsskizze. Nicht umsonst hat der alte Eduard Fueter, der grosse Historiker der Geschichtsschreibung, in seiner *«Geschichte der neueren Historiographie»* von 1911, Vadian fast schrankenlos bewundert, dem Ägidius Tschudi aber in allzu scharfer Kritik wüste Gelehrsamkeit und eine Verbindung von Materialsammlung, historischer Kritik, Tradition, Poesie und patriotischer Glorifizierung vorgeworfen.

Ja, man könnte die beiden Zeitgenossen geradezu als Prototypen zweier besonders in der Schweizergeschichte bis zum heutigen Tage vertretener gegensätzlicher Geschichtsauffassungen verstehen, Vadian als Vertreter einer pragmatischen und Tschudi als Vertreter einer mythischen Geschichtsauffassung.

Von Fürsten und Adligen

Zwar haben wir so gewiss einige Hauptzüge der Vadianischen Geschichtsauffassung und -darstellung präsentiert, doch ist damit die Fülle der historischen Bezüge, Einsichten und Qualitäten Vadians noch lange nicht erschöpft. Der scharf kritischen Haltung gegenüber der traditionellen, von Rom geleiteten Kirche und der kühlen Distanz gegenüber den Eidgenossen des Humanisten, Reformators und selbstbewussten Bürgers einer Reichsstadt entspricht der Respekt vor dem allerdings nur in vagen Umrissen gesehenen Reich und das Misstrauen gegenüber den Welschen, das heisst gegenüber allem Italienischen. *«Unser rich»*, wie er es noch nennt, hätte seiner Meinung nach besser deutsches als römisches geheissen, und die Romzüge zur Kaiserkrönung wie auch die Kreuzzüge wären besser unterblieben. Denn Rom und die Italiener seien stets unzuverlässig gewesen. Das waren damals allerdings nicht nur bei deutschen Humanisten und in Reichsstädten, sondern auch in der Eidgenossenschaft über die werdenden Konfessionsgrenzen hinweg verbreitete Gedanken.

Dem Fürstenstand und besonders den Habsburgern begegnet er mit betonter Achtung. Bei König Rudolf, dem ersten Herrscher, von dem Vadian sicher wusste, dass er die Stadt St. Gallen privilegierte, liegt das auf der Hand. Doch auch von dessen Sohn, König Albrecht, meint er im Gegensatz zu Tschudi, der ihn als Erzbösewicht auffasste, er sei zwar geizig und bedrückend, im Grunde aber redlich und einfach gewesen. Bei der Darstellung der Schlacht bei Sempach hebt Vadian vor allem Herzog Leopold als tapfer fallenden Fürsten hervor. Von den Eidgenossen sagt er nur kurz und sachlich, unter Beiseitelassung der Winkelried-Sage: *«Und also nomend si erst den truk und erschluiegend die herren und gewonnend den sieg, wiewol si ouch grossen schaden nomend.»* Im Vorfeld des Konzils von Konstanz und der Besetzung des Aargaus durch die Eidgenossen im Jahre 1415 aber meint er, die Habsburger seien die mächtigsten, wenn auch meist an Geld knappen Fürsten deutscher Nation gewesen, weil sie ihre Gebiete stets milde und ohne Bedrückung behandelten. Der Vorwurf der Bedrückung sei ihnen nur von solchen gemacht worden, die damit ihre eigenen Freveltaten beschönigen wollten. Vadian dürfte dabei vielleicht auch an die Eidgenossen gedacht haben und damit, wie wir heute wissen, gar nicht so unrecht gehabt haben. Hingegen räumt er ein, von den Herzögen selbst unverschuldete Übergriffe habsburgischer Beamter seien vorgekommen.

Vom Adel im allgemeinen sagte er, dieser habe sein Ansehen ursprünglich mehr durch Tugend, Tapferkeit und rauhe Einfachheit als durch Reichtum gewonnen und habe damals seine Kinder aus Bildungsgründen in die Klöster geschickt. Dann aber, vor allem seit dem 11. Jahrhundert, sei er immer mehr dem Reichtum und der Hoffart verfallen. Aus diesem Grunde habe er zunehmend überzählige jüngere Kinder zur guten Versorgung in die Klöster gesteckt. So sei der Geist der Fehde, der Empörung, der Raffgier und der Prachtentfaltung in die Klöster gedrungen und habe zum Niedergang geführt. Auch in St. Gallen sei das geschehen, bis schliesslich seit den Appenzellerkriegen und der Annäherung an die Eidgenossenschaft immer weniger Adlige in das Kloster einzutreten wagten. Ja, Vadian stellte für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts sozialhistorisch scharfsichtig fest, der richtige Adel verderbe und ein neuer Bauern- und Bürgeradel steige auf.

Doch den naheliegenden Schluss, dass aus dieser Degeneration des Adels und der Klöster nicht zwingend der Übergang eines Klosters und seines Besitzes an die Bürger einer Stadt folgen musste, sondern umgekehrt auch der Konvent verbürgerlichen und damit wieder tüchtiger werden konnte, zog Vadian nicht. Mindestens gestand er ihn sich nicht offen ein. Vielleicht gerade auch deshalb hat er den ersten weder adligen noch

patrizischen, sondern einfach bürgerlichen Abt von St. Gallen so gehasst. Abt Ulrich Rösch, der tüchtige Bäckerssohn und Modernisator des Klosterstaates, stammte zudem ausgerechnet aus Wangen im Allgäu, einer auf sanktgallischem Klosterbesitz erwachsenen freien Reichsstadt. Weil er ihn so hasste, ist ihm wohl an diesem Abt auch die eindrucklichste Personendarstellung des Werkes gelungen, wie ja überhaupt in aller Geschichtsschreibung die Feindbilder oft plastischer gelingen als die der Freunde. *«Kain abt ist uns grämmer und ufsätziger gsin, wiewohl er alweg guete wort gab und sich erschaint, als ob im wider uns zu handeln nit lieb were; wolt aber aines strohalms gross unser stat nit nachlassen noch zuegeben, er wurde dan mit recht darzue gewisen ...»* *«In zitlichen dingen war er überuss anschlegig und in hushaltung und büwen niemand singslichen. Darzue kond er nit allein in weltlichen nutzungen gelt machen, sonder ouch in gaistlichen.»* *«Mit kleidung»* sei er *«wol ein mönch, mit dem herzen aber und gemüet ein verwaltender herr»* gewesen. *«Ist ein rotbrächer, starker, vierschröter man gwesen, darum in die Appenzeller nur rot Uelin (oder den bschissen Ueli) hiessind, war sanftz und freundlich tons und lassens, wo man im nit zuewider was. Wan er aber grimen und zorn fasset, liess er sich mermals nit merken, biss er zue widergeltung wol verfasst was ...»* Er sei bei den Eidgenossen lieb Kind gewesen im Gegensatz zur Stadt St. Gallen: *«Er was aber von viler Ursachen wegen das kind in der wiegen, und gultend wir nit vil, dan wir hattend ouch nit vil.»*

Anschaulicher und sachbezogener Stil

Auch bei der Darstellung verschiedener Sachverhalte gelingen ihm immer wieder anschauliche und tief-sichtige Formulierungen: So bemerkt er etwa in seinem schönen Lob des Thurgaus bildhaft: *«Das Turgöuw hat guete, frische und gesonde wein, merteils rot oder schilerfarb, selten gar wyss. Des wachst zue gemeinen jaren so vil, das ouch die anstossenden lender wein bei inen holend. Darzue wirt an vielen orten des lantz wonder vil tranks auss öpfeln und biren gemostet, gleich wie in Normandei.»* Weniger durch Anschaulichkeit als durch Sachkenntnis besticht seine kurz eingeschobene Bemerkung über das Aufkommen des Schiesspulvers in Europa seit dem 14. Jahrhundert. Um 1500 sei die Kunst des Schiessens mit Pulver auf einem Höhepunkt angelangt mit allerlei Geschützen, Handrohren und Feuerbüchsen. Es habe noch nie in der Geschichte eine so stürmische und zwanghafte Entwicklung gegeben, wie *«der trang des geschützes»*, *«ain sonderlich straf lüten, burgen und steten»*. Das traf in der Tat zu, da die neue kostspielige Artillerie eben damals alle bestehenden Befestigungen

von Burgen und Städten wertlos machte. Ebenso ungewöhnlich ist auch sein Hinweis auf den Solddienst der Schweizer seit den Burgunderkriegen. Zwar tadelte er ihn ähnlich, wie die andern Schweizer Reformatoren, wegen des Luxus der Söldner und des Verlustes von Mannschaft im Ausland, «*an lib, eer und guet*», vor allem aber wegen der unüberlegten Verwicklung in aussenpolitische Verbindungen und Gegensätze durch den gleichzeitigen Zuzug zu miteinander verfeindeten Herrschern. Jedoch fügte er im Gegensatz zu diesem damals allgemein üblichen moralistischen Urteil hinzu: «*Und were ain ring ding gsin, wan wir uns aines herrn ghalten und demselben hilf zuekomen lassen hettend.*» Also sagt er trotz den durchaus erkannten schädlichen Folgen Ja zum Solddienst, weil er offenbar einsieht, dass man auf ihn nicht verzichten kann. Voraussetzung aber wäre, dass alle Eidgenossen nur bei ein und demselben fremden Herrscher Dienst leisten und damit die Einheit der Aussenpolitik nicht gefährden würden. So gewinnt in Vadian der überlegte und weltkundige Pragmatiker immer wieder über den durchaus auch vorhandenen Moralisten die Oberhand, und das macht nicht zum wenigsten seine Grösse als Historiker aus.

Ähnlich ist es Vadian mit Zwingli ergangen, den er in seinem ganzen Geschichtswerk zwar nur zweimal, aber voll Verehrung neben Erasmus und Luther als einen der Väter der Reformation nennt. Doch hat er in sein Diarium, sein Tagebuch aus den stürmischsten Reformationsjahren, 1531, nach der Schlacht bei Kappel, den in seiner Kürze unübertrefflichen lateinischen Satz eingetragen: «*Anderswo soll Zwinglis Erwähnung geschehen, zum Lob seiner Lehre, aber mit einer mässigen Einschätzung seiner Gemütshitze und seines überstürzten Urteils.*» «*Alicubi mentio faciunda Zwinglii in laude doctrinae, sed modesta taxatione caloris animi et praecipitati iudicii.*» In den 1540er Jahren lehnte es Vadian ab, für die erste Zürcher Gesamtausgabe von Zwinglis Werken ein Lebensbild Zwinglis beizusteuern. Einerseits wollte er, wie er schrieb, in der konfessionell gespaltenen Eidgenossenschaft keine neue Zwietracht säen. Andererseits hätte er es aber wohl auch nicht in der von den Zürchern vermutlich erwarteten Form eines protestantischen Heiligenlebens schreiben wollen.

Sein von den ganz grossen Linien bis zu den einzelnen Verhältnissen, Erscheinungen und Personen führendes Geschichtsbild hat Vadian bei einer besonderen Gelegenheit seinen Freunden dargelegt. Als im August 1531 der Halleysche Komet erschien, stieg er mit Johannes Kessler und andern in der Nacht auf die Bernegg, um den Kometen zu beobachten. Oben in der Dunkelheit deutete er den Freunden den Sternenhimmel als wunderbare Schöpfung Gottes und ging dann zur geographischen, wirtschaftlichen und historischen Erklärung der unter ihnen liegenden Land-

schaft über. Als der Komet erschienen war und es Morgen wurde, begann der Abstieg. Auf halber Höhe setzten sie sich nochmals hin und hörten Vadians Bericht von der Entwicklung der Stadt, ihrer Äbte, Feuersbrünste und ihres Leinwandgewerbes und schliesslich der einzelnen Gassen, Tore und Häuser.

Von einer weiteren, magisch-astrologischen Deutung des Kometen aber wollte er nichts wissen. Der genial-phantastische, an magische Einflüsse glaubende Arzt Paracelsus, der damals auch in St. Gallen weilte, verfasste über denselben Kometen ein kleines Buch, das kurz nachher in Zürich erschien. Paracelsus deutete den Halleyschen Kometen als göttliche Warnung an die Menschen zur Überwindung der Kirchenspaltung. Vadian aber meinte dazu: Die Meinung der Naturwissenschaft über den Kometen nehme er an. Was das Religiöse anbetreffe, mache er sich keine schweren Gedanken. *«Ich weiss, wer der Schöpfer der Natur ist.»* Wie er in der Geschichte Legenden und Fabeln ablehnte, so wies er auch hier eine magische Deutung von Naturerscheinungen von sich. Seinen Freunden dies klar zu machen, scheint mit ein Zweck der kleinen Expedition auf die Bernegg gewesen zu sein.

Wirkungen

Vadians Geschichtswerk hat in der Folge ein eigenartiges Schicksal erlebt. Den unmittelbaren Anlass zu einem Teil der Äbtegeschichte hatte die Schweizerchronik eines andern geliefert: Der 1500 in Bruchsal geborene Johannes Stumpf, der vom Johanniter zum reformierten zürcherischen Pfarrer wurde, entwickelte sich unter dem Einfluss seiner neuen Umgebung zum Geschichtsschreiber der Zürcher Reformation und der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Seine 1548 im Druck erschienene *«Gmeiner loblicher Eydgnoschaft stetten, landen und völckeren Chronick»* war eine historisch-topographische Darstellung seiner Wahlheimat. Entsprechend der relativ friedlich gestimmten Eidgenossenschaft der 1540er Jahre zur Zeit des deutschen schmalkaldischen Krieges versuchte sie im Sinne eines Kompromisses die protestantische Sicht der Schweizergeschichte unter starker Berücksichtigung der alt-eidgenössischen Geschichtstradition und möglicher Vermeidung konfessioneller Gegensätze darzustellen. Sie ist denn auch für lange Zeit die einzige im Druck erschienene Schweizergeschichte geblieben und hat vor allem auch als Grundlage für die bis ins 18. Jahrhundert in aller Welt vielgelesene, geradezu klassische Kurzbeschreibung der Eidgenossenschaft *«De re publica Helvetiorum»*, zu deutsch *«Regiment Gemeiner loblicher Eydgnoschaft»*, von Josias Simmler gedient. Alles, was damals in der zürcherischen und schweizerischen

Geschichtsforschung Rang und Namen hatte, von Stumpfs Schwiegervater Heinrich Brennwald über Antistes Bullinger bis zu Vadian, Ägidius Tschudi und anderen mehr, erteilte Stumpf Ratschläge und stellte ihm Unterlagen zur Verfügung. Er aber kompilierte daraus eher im Sinne eines Redaktors als eines Verfassers trocken, vorsichtig und schwunglos sein Werk. Vadian und Tschudi, die beiden Gegenpole, versuchten ihre Auffassung im Werk Stumpfs gewissermassen indirekt und verdeckt zur Geltung zu bringen, ohne selbst publizistisch in Erscheinung zu treten und die mühsam bewahrte interkonfessionelle Ruhe zu stören. Stumpfs Schreibweise wurde so zum Kampfplatz der beiden Auffassungen.

Während Tschudi seine Quellensammlungen zur Verfügung stellte, verfasste Vadian damals einen erheblichen Teil seiner Äbtechronik ausschliesslich als Hilfe für Stumpf und zu seiner freien Verwendung. Stumpf reduzierte Vadians Beitrag stark, zog ihm die kämpferischen Zähne und nahm ihm damit auch die grosse Linie und den Schwung. Niemand war schliesslich recht zufrieden damit. Doch dieses Werk erschien, Vadians und Tschudis Arbeiten blieben aber Manuskript – wahrlich ein typisch eidgenössischer Vorgang.

Nach Vadians Tod legte auch der St. Galler Rat die Äbtechronik zu den Akten, da er befürchtete, eine Publikation könnte störend wirken. Dabei blieb es bis zur wissenschaftlichen Veröffentlichung durch den St. Galler Germanisten Ernst Götzinger seit 1875. Doch selbst seither ist Vadians Äbtegeschichte wohl gerade wegen ihrer kühlen Pragmatik bis heute ausserhalb des engen Kreises der Geschichtswissenschaftler ohne grösseren Widerhall geblieben. Dem grossen Gegenpol, dem *Chronicon Helveticum* des Ägidius Tschudi, ist es zwar bis ins 18. Jahrhundert ähnlich ergangen. Doch die erste Teilpublikation von 1734 hat dann sowohl Johannes von Müller bei der Niederschrift seiner Schweizer Geschichte als auch Friedrich Schiller bei der Dichtung seines Wilhelm Tell und über sie die ganze schweizerische Geschichtsschreibung sowie unser populäres Geschichtsbewusstsein bis heute mit Tschudis Mythos tief und breit getränkt.

Mythische und pragmatische Geschichtsschreibung werden auch weiterhin in der Schweiz und in der Welt eine Rolle spielen und gegensätzliche Vorstellungen von der Vergangenheit erzeugen. Die Vergangenheit als heroisches Wunschbild unserer selbst und die Vergangenheit als Spiegel unserer schmerzlichen Verstricktheit in die realen Gegebenheiten dieser Welt werden auch fortan Triebkräfte des Interesses an der Geschichte bleiben. Ja, die erste Richtung der Verlängerung der Gegenwart, wie wir sie gerne hätten, in die Vergangenheit zu unserer Selbstbestätigung, wird in der breiten Öffentlichkeit wohl immer beliebter bleiben als die zweite. Vadian aber ist ein Grosser der zweiten Richtung gewesen.